

A. Erfahrungen

Viele Menschen machen irgendwann in ihrem Leben Erfahrungen mit Kirche. Manchmal gute und manchmal weniger gute. In der Regel stehen junge Menschen der Kirche eher distanziert gegenüber. Wer sich mit „Kirche“ oder den „Kirchen“ auseinanderzusetzen hat, beginnt also am besten bei den eigenen Erfahrungen oder bei den Erfahrungen anderer Menschen und kommt über diese unterschiedlichen Erfahrungen über Kirche mit anderen ins Gespräch.

A 1 Wie sehen junge Menschen von heute Kirche?



© Thomas Pläßmann

- Man kann ohne Kirche glauben.
- Kirche ist Gebäude, Kulturstätte, Institution, diakonische Einrichtung, und vor allem für den Glauben da.
- Kirche spricht in Rätseln. An den Predigten sollte man dringend was ändern. Denn die versteht kein Mensch. Dann geht man aus der Kirche raus und kann mit niemand drüber reden.
- Christen, die in die Kirche gehen, sind auch nicht besser. Die machen sich was vor.
- Religion ist Privatsache. Deshalb brauche ich die Kirche nicht.
- Kirche sollte ihren Mund hinsichtlich der Politik oder Wissenschaft halten. Sie soll das tun, wozu sie da ist.
- Ich gehe gerne in die Kirche. Aber das liegt an unserer Pfarrerin. Und an den Leuten, die ich treffe.
- Die Kirche schweigt zu oft. Ich finde, sie sollte sich viel mehr einmischen.
- Ich glaube schon, dass die Kirche was anzubieten hat, aber ihr Marketing ist schlecht. Sie muss es besser, moderner anbieten!
- Ich habe außer meiner Taufe (von der ich nichts weiß) und meiner Konfirmation keinen Kontakt zur Kirche. Und ich vermisse nichts.

Statements von Schülerinnen und Schülern aus Nagold.

1. Fassen Sie wesentliche Aussagen der Schülerinnen und Schüler unter systematischen Gesichtspunkten zusammen und ergänzen Sie sie gegebenenfalls.
2. Analysieren Sie die Äußerungen vor dem Hintergrund, wie Sie Kirche verstehen.
3. Arbeiten Sie heraus, was die Karikatur aussagt.
4. Formulieren Sie Erwartungen an die Auseinandersetzung mit dem Thema Kirche.

A 2 Wozu Konfirmation?

Wozu brauchen Menschen Kirche? Diese Frage wird besonders relevant, wenn Jugendliche, die bisher kaum oder wenig mit einer christlichen Gemeinde zu tun hatten, sich entschließen, sich konfirmieren oder taufen zu lassen. Die unmittelbare Bedeutsamkeit von christlicher Religion wird dann für junge Menschen wie auf einem Prüfstein relevant – oder eben nicht. Die Spannung zwischen persönlicher Motivation und kirchlicher Lehre ist dabei keineswegs neu.

Burkhard Weitz: Konfistunden

Lotte ist Konfirmandin im Frankfurter Stadtteil Bonames. Wenn sie sich an zurückliegende Konfistunden erinnern will, muss sie nur in ihrer Mappe blättern. Für alles, was sie lernt, bekommt sie ein Arbeitsblatt. Ein Blatt übers Beten erinnert sie an einen Abend, als ihre Gruppe einzelne Sätze darüber beurteilen sollte. Wer zustimmte, vergab Klebepunkte. Nachher klebten viele farbige Punkte neben dem Satz: „Beten hilft.“ Auch „Man soll nicht nur beten, wenn es einem gut geht“ fanden viele richtig. Lotte findet aber: Leute beten eher in der Not, als wenn es ihnen gut geht. Lottes Konfirmandengruppe trifft sich regelmäßig zu gemeinsamen Abendessen, sie hat auch eine Frankfurter Synagoge besucht, sie löst Bibelquiz um die Wette, fährt auf Freizeiten und gestaltet einen Gottesdienst. Was Lotte die Konfistunden bringen? „Man lernt das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis und den 23. Psalm. Man findet sich in der Bibel zurecht. Man erfährt, wie man mit Menschen umgeht, und etwas über die Geschichte des Christentums.“ Lotte erlebt die Gemeinde beim regelmäßigen Kirchgang, ebenfalls eine Konfirmandenpflicht. „Netter Verein“, findet sie, „auch wenn sie manchmal etwas umständlich reden.“ Eines bekommen Konfirmanden heute nicht mehr: fertige Antworten auf fertige Fragen. Glaube ist Gewissenssache, er lässt sich nicht verordnen. Die Zeiten, als junge Konfirmanden Martin Luthers „Kleinen Katechismus“ auswendig lernten, sind vorbei. „Du sollst den Feiertag heiligen. Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern es heilig halten, gerne hören und lernen“, so ging es über viele Seiten. Was Menschen auswendig gelernt haben, in sich tragen, hilft in Zeiten der Not – stellte man sich vor. Ob ausgerechnet der Katechismus hilft, hat damals niemand überprüft. Die Reformatoren hatten die Katechismen eigentlich als Tauflehre gedacht. Die Jugendlichen waren als Säuglinge getauft worden, nun sollten sie die Unterweisung im Glauben nachholen. Doch die Pfarrer machten es sich in der Regel zu leicht. Wer den Katechismus aufsagen konnte, hatte bestanden und durfte fortan am Abendmahl teilnehmen. Kritik am sturen Auswendiglernen gibt es schon lange. 1667 besuchte der Pietist Philipp Jakob Spener die Landgemeinde Bonames nördlich von Frankfurt, zu der heute auch Lotte gehört. Hier erlebte Spener erstmals eine öffentliche Konfirmation: Die Jugendlichen eines Jahrgangs, die der Pfarrer im Katechismus unterwiesen hatte, standen im Gottesdienst vor der Gemeinde und verpflichteten sich öffentlich, ein christliches Leben zu führen. Spener war begeistert: Konfirmation als Entscheidung für den christlichen Glauben, nicht bloß als sinnlose Paukerei. Allmählich verbreiteten sich öffentliche Konfirmationen. Heute fallen sie meist viel größer aus als Tauffeiern. Dabei

sind Taufe und Abendmahl zentral fürs Christentum, die Konfirmation nicht.

Öffentliche Bekenntnisse sieht man heute kritischer als vor 350 Jahren. Diktatoren und Faschisten haben versucht, Menschen mit feierlichen Gelöbnissen gleichzuschalten, zuletzt auch DDR-Funktionäre. Taufe und Konfirmation aber zielen auf das Gegenteil. Sie sollen Menschen stärken, in eigener Verantwortung ihren Weg zu gehen. Lotte wird bei ihrer Konfirmationsfeier mit anderen perfekt gestylten Jugendlichen in die Kirche einziehen. Sie bekennt mit der Gemeinde ihren Glauben und wird vorm Altar gesegnet. Ob Lotte danach noch regelmäßig Gottesdienste besucht, wird man sehen. Aber es wird ihr klar sein, warum sie zur Kirche gehört.

Burkhard Weitz, Nicht mehr nur auswendig lernen. Chrismon 10/2016, <https://chrismon.evangelisch.de/artikel/2016/32104/was-ist-die-konfirmation-nicht-mehr-nur-auswendig-lernen> vom 19.5.2019.

Thomas Schlag: Geld und Konfirmation

*Der Theologe Thomas Schlag (*1965) berichtet über Versuche, das Thema „Geld und Konfirmation“ nicht einfach aus dem Konfirmandenunterricht auszulagern, sondern im Gegenteil es für den Konfirmandenunterricht zu nutzen.*

Der salopp dahingesagte Satz „Ich lasse mich nur wegen des Geldes konfirmieren“ kann als ablehnende Provokation, aber eben auch als Signal anschlussöffener Gesprächsbereitschaft wahrgenommen werden: nämlich als indirekte Herausforderung an den jeweiligen Pfarrer und die jeweilige Pfarrerin, eine stimmige Antwort zum tieferen Sinn des Konfirmandenunterrichts zu geben. Wird hingegen über entsprechende Äußerungen einfach hinweggesehen oder diese gar mit der Androhung eines Ausschlusses verbunden, kann dies von Jugendlichen als grundsätzliche Gesprächsverweigerung und folglich als Unsicherheit der Amtsperson über ihre eigene Motivation und damit auch gegenüber dem tieferen Sinn der Konfirmandenzeit wahrgenommen werden. In der Bereitschaft zur aktiven und dialogischen Wahrnehmung dieses Geldmotivs wird damit signalhaft zum Ausdruck gebracht, dass und in welchem Sinn Jugendliche in all ihrer Lebenswirklichkeit tatsächlich ernst genommen werden.

Thomas Schlag, Motivation Geld? In: Ders. / Rudi Neuberth / Ralph Kunz (Hg.), Konfirmandenarbeit in der pluralistischen Gesellschaft, Theologischer Verlag Zürich 2009, S. 105f.

Gottfried Keller: Glauben?

Schon Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Sinn des Konfirmandenunterrichtes infrage gestellt. In seinem autobiografischen Roman „Der grüne Heinrich“ lässt Gottfried Keller einen Konfirmanden zu Wort kommen, der sich Gedanken über das im Konfirmandenunterricht Vermittelte macht.

Glaube! O wie unsäglich blöde klingt mich dies Wort an! Es ist die allerverwickelteste Erfindung, welche der Menschengeist machen konnte in einer zugespitzten Lammslaune! Wenn ich des Daseins Gottes und seiner Vorsehung bedürftig und gewiss bin, wie entfernt ist dies Gefühl von dem, was man Glauben nennt! Wie sicher weiß ich, dass die Vorsehung über mir geht gleich einem Stern am Himmel, der seinen Gang tut, ob ich nach ihm sehe oder nicht nach ihm



Altar mit sogenannten Taizé-Kreuzen zur Konfirmation in der Südstadtgemeinde in Kassel, © Foto: Michael Gütgemann

15 sehe. Gott weiß, denn er ist allwissend, jeden Gedanken,
 der in meinem Inneren aufsteigt, er kennt den vorigen, aus
 welchem er hervorging, und sieht den folgenden, in wel-
 chen er übergeht; er hat allen meinen Gedanken ihre Bahn
 gegeben, die ebenso unausweichlich ist wie die Bahn der
 20 Sterne und der Weg des Blutes; ich kann also wohl sagen,
 ich will dies tun oder jenes lassen, ich will gut sein oder
 mich darüber hinwegsetzen, und ich kann durch Treue
 und Übung es vollführen; ich kann aber nie sagen, ich will
 glauben oder nicht glauben; ich will mich einer Wahrheit
 25 verschließen, oder ich will mich ihr öffnen! Ich kann nicht
 einmal bitten um Glauben, weil, was ich nicht einsehe, mir
 niemals wünschbar sein kann, weil ein klares Unglück, das
 ich begreife, noch immer eine lebendige Luft zum Atmen
 für mich ist, während eine Seligkeit, die ich nicht begriffe,
 30 Stickluft für meine Seele wäre.

Gottfried Keller, Der grüne Heinrich (2. Fassung), in: Ders., Sämtliche Werke,
 Bd. 3, Suhrkamp / Insel Verlag, Frankfurt a.M. 1996, S. 306f.

1. Zeigen Sie anhand der Texte von Burkhard Weitz und Thomas Schlag auf, wie heutiger Konfirmandenunterricht versucht, Jugendliche mit der Botschaft des christlichen Glaubens zu erreichen.
2. In der Südstadtgemeinde in Kassel erhielten die Konfirmandinnen und Konfirmanden im Jahr 2015 zu ihrer Konfirmation ein Kreuz mit Halskette. Stellen Sie sich vor, Sie wären in diesem Jahr konfirmiert worden. Wo befände sich Ihr Kreuz jetzt? Erörtern Sie Ihre Antwortmöglichkeiten.
3. Benennen Sie, welche Elemente der Gestaltung von Konfirmandenunterricht oder des Konfirmationsgottesdienstes Ihnen aus Ihrer eigenen Erfahrung bekannt sind.
4. Setzen Sie die von Gottfried Keller dargestellte Position in Beziehung zu heutigen Erfahrungen junger Menschen.
5. Entwerfen Sie einen eigenen „Themenplan“ für den Konfirmandenunterricht, der für Jugendliche in der Gegenwart die Bedeutung der christlichen Botschaft aufzeigt.

A 3 Wohin geht es mit der Kirche?

Matthias Dobrinski: Kirchenmitgliedschaft – Gegenstand einer Kosten-Nutzen-Analyse

Die Kirchenmitgliedschaft wird für viele zum Gegenstand der Kosten-Nutzen-Analyse: Lohnt sich das für mich? Kommt dann ein Skandal daher oder einfach nur eine Änderung im Lohnsteuergesetz, sagen sich jedes Mal viele Mitglieder: Es lohnt sich nicht mehr. Das bisschen Glauben, das ich brauche, mache ich mir selber. Die sozialen Kosten für den Austritt sind inzwischen meist niedrig, vor allem dort, wo eine Mehrheit sagt: Ich glaube nichts – und mir fehlt nichts.

- 10 Dieser Prozess hat, mal mehr und mal weniger stark, ganz Westeuropa (...) erfasst (...). Und doch verläuft dieser Prozess nicht linear, er ist komplex und auch widersprüchlich. Es gibt Regionen mit nach wie vor hoher Kirchenbindung wie die Gegend um Passau oder das Münsterland. Es gibt 15 Gegenden in Ostdeutschland, in denen nur noch jeder Zehnte Mitglied einer Kirche ist – oft Regionen, in denen die Säkularisierung schon mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert begann; 40 Jahre DDR haben den Prozess beschleunigt.
- 20 Es löst sich zudem die Religiosität zumindest teilweise von der Kirchenzugehörigkeit. Es gibt das faktisch nichtgläubige Paar, das nur deshalb kirchlich heiratet, damit die Großeltern zufrieden sind; und es gibt den Ausgetretenen, der irgendwie doch an Gott glaubt und täglich betet.
- 25 Das ist anders, als die Soziologen lange dachten, nämlich dass in modernen Gesellschaften der Glaube quasi von allein verschwindet, erst bei den Gebildeten in den Städten, zuletzt bei den Hinterwäldlern auf dem Land. Das Stadt-Land-Gefälle gibt es, doch die Religiosität ist 30 vor allem bei den Armen und weniger Gebildeten verschwunden. Bei den besser Ausgebildeten, Etablierten, aber auch bei Postmaterialisten ist sie dagegen überdurchschnittlich stabil – bis zu dem Punkt, dass die Kirchenmitgliedschaft als Ausweis ordentlicher Bürgerlichkeit gilt. (...)
- 35 Es spricht also wenig für das Verschwinden der Religion aus Deutschland und Europa und viel dafür, dass derzeit Religiosität und Säkularität ein neues Verhältnis suchen. Wohin das führen wird, ist schwer zu sagen. Mit einiger Sicherheit werden die Christen in der nächsten Generation nicht mehr die Mehrheit sein im Land; man wird sich daran gewöhnen müssen, dass Kirchen verkauft, umgewidmet oder abgerissen werden.
- 40 Mit großer Sicherheit aber werden die christlichen Kirchen die mit Abstand größten Institutionen jenseits des Staates bleiben, die wichtigsten Träger der Zivilgesellschaft und auch des kulturellen Erbes im Land. Es wird also auch das Abendland christlich bleiben, selbst wenn die Hälfte seiner Bewohner konfessionslos sein sollte und jeder zehnte ein Muslim: Die Denkweisen und Deutungshorizonte sind derart abendländisch und christlich geprägt, dass selbst die weitgehend konfessionsfreie Pegida-Bewegung aus Dresden sich der Rettung jenes christlichen Abendlandes verschrieben hat, von dem sie 50 selbst keine Ahnung mehr hat. Nur wird es anders christlich sein, als man es heute kennt: vielfältiger, weniger stabil, sicher auch konfliktreicher.

Matthias Dobrinski, Süddeutsche Zeitung vom 20. August 2016.

Heinrich Bedford-Strohm: Ich glaube, die Welt wäre um vieles ärmer

Heinrich Bedford-Strohm (*1960) ist seit 2011 Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Bayern und seit 2014 Ratsvorsitzender der EKD. Mit seinem Sohn Jonas, der Theologie studiert, diskutiert er über Kirche. Dieser 5 fragt: „Wie sähe die Welt ohne Kirche aus?“ Sein Vater antwortet:

Ich glaube, die Welt wäre um vieles ärmer. Ganz offensichtlich ist, dass die Kirche in Deutschland eine ungeheure Bedeutung für die soziale Infrastruktur hat. Es sind zahllose Kindergärten, die wegfallen würden. Viele verschiedene Arten, Menschen zu helfen, würden verschwinden, von der Asylberatung bis hin zur Schwangerschafts- oder Familienberatung. Man kann zig Dinge aufzählen, die plötzlich nicht mehr da wären und ein Riesenloch ins soziale Netz reißen würden. Das reichhaltige kirchenmusikalische Angebot, das auch außerhalb der Großstädte von hoher künstlerischer Qualität ist, würde wegfallen. Außerdem würde die seelsorgerliche Betreuung wegfallen, gerade auch bei 15 Menschen, die vielleicht nie in den Gottesdienst gehen, vor einer wichtigen Lebensentscheidung aber doch den Rat eines Geistlichen – oder einer kirchlichen Beratungsstelle – möchten.

Oder denk an den Umgang mit dem Tod. Und ich meine gar nicht in erster Linie die Bestattung. Der Tod ist eine abgründige Erfahrung, einen Liebsten zu verlieren, plötzlich alleine zu sein und keine Sprache zu finden in der Trostlosigkeit. In solchen Situationen kann es helfen, in die Kirche zu gehen, Zuflucht zu finden bei den alten Texten, den Liturgien, den Liedern, die Sprache geben oder Trost spenden. Es kann ja jeder jederzeit kommen. Wenn die Kirchen geschlossen wären – wie traurig.

Das gibt's aber auch im Positiven, in der Freude, bei einer Hochzeit zum Beispiel. Ein Paar spürt, dass es mehr gibt als das Menschengemachte, dass die Liebe ein Geschenk ist und dass sie auf Unterstützung angewiesen sind. Dass sich viele Menschen den Segen Gottes für eine Ehe wünschen, das ist eine tiefe Intuition. Oder denk an die Taufe. Viele haben das Bedürfnis, dass ihr Kind in Gemeinschaft aufwächst, dass es klare Werte mit auf den Weg bekommt, dass es sich in guten wie in schweren Tagen getragen weiß, dass es unter Gottes Segen geworden ist. Wenn die Menschen über ihr Leben nachdenken, vor allem vor wirklich wichtigen Weggabelungen ihres Lebens, 45 gibt es seelische Bedürfnisse, für die die Kirche die richtige Adresse ist.

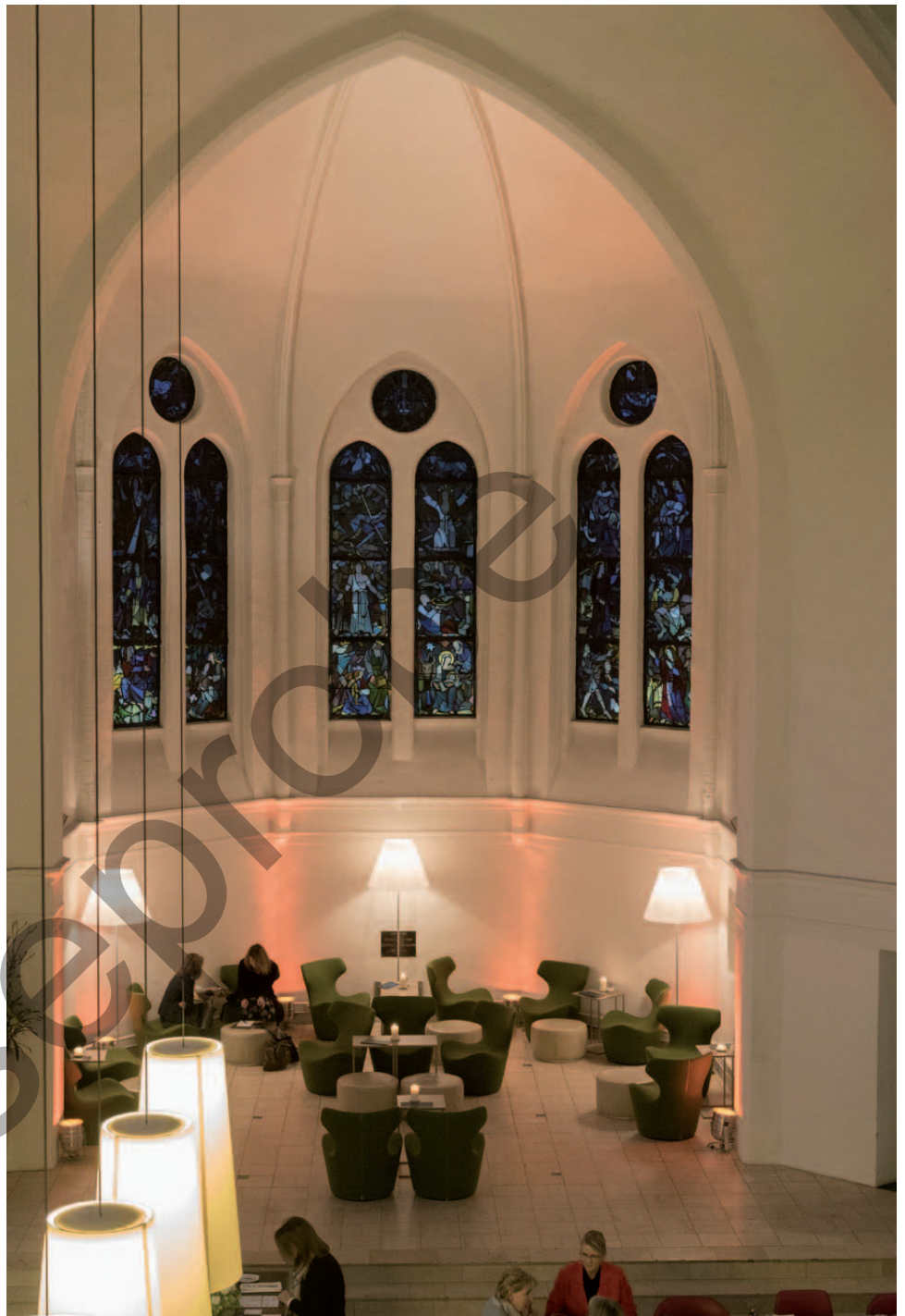
Wer die Kirche abschafft, schafft auch diese Orte ab. Es gibt dann keinen Segen für die Kinder oder die Liebe. Es gibt dann keine solche Begleitung. Es gibt dann keine solche Gemeinschaft. Humanistische Rhetorik kann das nicht ersetzen.

Heinrich und Jonas Bedford-Strohm: Wer's glaubt, wird selig, Herder Verlag, Freiburg 2014, S. 98–100.

Die Kirche steht mitten im Dorf

Der von den Nazis am 9. April 1945 ermordete Theologe Dietrich Bonhoeffer schrieb aus der Haft Briefe „an einen Freund“ (Eberhard Bethge), in denen er sich mit Glauben und Christentum auseinandersetzt.

Oft frage ich mich, warum mich ein „christlicher Instinkt“ häufig mehr zu den Religionslosen als zu den Religiösen zieht, und zwar durchaus nicht in der Absicht der Missionierung, sondern ich möchte fast sagen „brüderlich“. Während ich mich den Religiösen gegenüber oft scheue, den Namen Gottes zu nennen – weil er mir hier irgendwie falsch zu klingen scheint und ich mir selbst etwas unehrlich vorkomme (besonders schlimm ist es, wenn die anderen in religiöser Terminologie zu reden anfangen, dann verstumme ich fast völlig und es wird mir irgendwie schwül und unbehaglich) –, kann ich den Religionslosen gegenüber gelegentlich ganz ruhig und wie selbstverständlich Gott nennen. Die Religiösen sprechen von Gott, wenn menschliche Erkenntnis (manchmal schon aus Denkfaulheit) zu Ende ist oder wenn menschliche Kräfte versagen – es ist eigentlich immer der deus ex machina, den sie aufmarschieren lassen, entweder zur Scheinlösung unlösbarer Probleme oder als Kraft bei menschlichem Versagen, immer also in Ausnutzung menschlicher Schwäche bzw. an den menschlichen Grenzen; das hält zwangsläufig immer nur so lange vor, bis die Menschen aus eigener Kraft die Grenzen etwas weiter hinausschieben und Gott als deus ex machina überflüssig wird; das Reden von den menschlichen Grenzen ist mir überhaupt fragwürdig geworden (ist selbst der Tod heute, da die Menschen ihn kaum noch fürchten, und die Sünde, die die Menschen kaum noch begreifen, noch eine echte Grenze?). Es scheint mir immer, wir wollten dadurch nur ängstlich Raum aussparen für Gott; – und ich möchte von Gott nicht an den Grenzen, sondern in der Mitte, nicht in den Schwächen, sondern in der Kraft, nicht also bei Tod und Schuld, sondern im Leben und im Guten des Menschen sprechen. An den Grenzen scheint es mir besser, zu schweigen und das Unlösbare ungelöst zu lassen. Der Auferstehungsglaube ist nicht die „Lösung“ des Todesproblems. Das „Jenseits“ Gottes ist nicht das Jenseits unseres Erkenntnisvermögens! Die erkenntnistheoretische Transzendenz hat mit der Transzendenz Gottes nichts zu tun. Gott ist mitten in unserem Leben jenseitig. Die Kirche steht nicht dort, wo



Die Bielefelder Martinikirche beherbergt seit 2003 das Restaurant „Glück und Seligkeit“, © picture alliance / Robert B. Fishman

das menschliche Vermögen versagt, an den Grenzen, sondern mitten im Dorf.

Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, Chr. Kaiser Verlag, München 1985, S. 307f.

1. Arbeiten Sie die Kernaussagen der drei Texte heraus.
2. Vergleichen Sie die Aussagen von Heinrich Bedford-Strohm mit denjenigen von Dietrich Bonhoeffer.
3. Beschreiben Sie das Bild und prüfen Sie, inwieweit sich nicht mehr genutzte Kirchen auch für andere Zwecke eignen.
4. Entwickeln Sie Perspektiven für eine Kirche der Zukunft bzw. nehmen Sie eine begründete Stellung dazu ein, wenn Sie keine Zukunft für die Kirche sehen.

A 4 Wie soll Gottesdienst in Zukunft aussehen?

Okko Herlyn: Gottesdienst – ein Sammelsurium verschiedener Bilder

Komisch, wenn ich über das Thema „evangelischer Gottesdienst“ nachdenke, kommen mir als Erstes gar keine Worte, sondern Bilder in den Sinn.

Erstes Bild: Es ist Sonntagmorgen, kurz vor zehn. Ich habe mich entschlossen, heute den Gottesdienst zu besuchen. Bald darauf befinde ich mich in einer mächtigen neugotischen Kirche, wie sie für das Ruhrgebiet nicht untypisch ist. Nachdem ich mir am Eingang ein Gesangbuch geschnappt habe, sitze ich nun in einer der vielen, nur spärlich besetzten Bänke. Sehr weit vorne erkenne ich einen Altar, seitlich davon ein Lese-pult. An der anderen Seite etwas erhöht eine Kanzel. Mehrere Mikrophone und Lautsprecher. Soeben haben die dumpfen Glocken ihren letzten Ton abgegeben. Nun hebt die Orgel hinter mir hoch oben auf der Empore zu einem brausenden Vorspiel an. Vermutlich Bach oder so. Inzwischen hat auch der Pfarrer zusammen mit zwei Presbyterinnen das Kirchenschiff betreten. Ab jetzt läuft alles nach einer geheimen Regie ab: Lieder, Gebete, Wechselgesänge, Lesungen, Predigt, Kollekte, Fürbitte, Vaterunser, Segen, Auf Wiedersehen. – Aha, denke ich, das ist also ein evangelischer Gottesdienst.

Zweites Bild: Es ist gerade Himmelfahrt. Im Stadtpark hat sich ein bunter Haufen Menschen rund um den Bismarkturm eingefunden. Im Halbkreis um einen Tisch mit weißer Decke sind Bänke aufgestellt, wie man sie sonst von Bierzelten her kennt. Mir gegenüber sitzt eine junge Familie mit ihren beiden Kindern. [...] Die Sonne lacht vom Himmel, und wir stimmen das erste Lied an. Es ist einigermaßen schmissig. Beim Refrain darf sogar mitgeklatscht werden. Jetzt erst fällt mir auf, dass gar keine Orgel da ist. Stattdessen ein Keyboard. Bald darauf führen ein paar Jugendliche ein, wie es heißt, ‚Anspiel‘ vor. Im Anschluss daran hält die Pfarrerin zusammen mit ihrem Kollegen ein lockeres Gespräch über einen Bibeltext. Eine ‚Dialogpredigt‘ sei das gewesen, wie ich später erfahre. Am Ende lassen wir alle bunte Luftballons in den blauen Revierhimmel steigen. Im Anschluss gibt es Erbsensuppe, Kaffee und Waffeln. – Aha, denke ich, das ist also ein evangelischer Gottesdienst.

Drittes Bild: Evangelische Fachhochschule Bochum. Wie zu jedem Semesterende hin hat die Studierendenseelsorgerin zu einem Gottesdienst in den „Raum der Stille“ eingeladen. Es ist Donnerstag, 14 Uhr. Ein kleiner Raum, nicht viel größer als ein Wohnzimmer. Rund um eine „gestaltete Mitte“ aus ein paar Ästen, Steinen und Teelichtern gibt es kleine Bänke oder Sitzkissen. Im Hintergrund erklingt aus einem CD-Player leise meditative Musik. Die Seelsorgerin findet sehr warme, „abholende“ Worte. Zu den Liedern aus einem bereits etwas abgegriffenen Heft zupft jemand auf der Gitarre. Dann konzentrieren wir uns alle auf ein Bild, das so aussieht, als könne es von Chagall sein. Mehrere Studierende haben sich dazu ihre Gedanken gemacht, die sie uns nun vorlesen. Wer möchte, kann sich auch noch spontan dazu äußern. Mir fällt auf, dass viel „Studienalltag“ vorkommt: Stress, Prüfungsängste, Freude über eine gute Note, Konflikte in der WG. Am Ende wird noch ein „irischer Reisesegen“ gesprochen, der uns in die kommenden Wochen hinein begleiten soll. – Aha, denke ich, das ist also ein evangelischer Gottesdienst.

Viertes Bild: Berlin, Deutscher Evangelischer Kirchentag. Abschlussgottesdienst auf der großen Rasenfläche vor dem

Reichstagsgebäude. Dicht gedrängt sitzen Zehntausende von Menschen auf Pappkartons oder auf den Resten eines Stadtplans. Für die, die es nicht bis in die Nähe der reservierten „Promi-Reihen“ geschafft haben, kann das gottesdienstliche Geschehen via „Public Viewing“ gut verfolgt werden.

Nachdem die Kirchentagsglocken über Lautsprecher verklungen sind, hebt ein mächtiger Choral an, getragen von unzähligen funkelnden Posaunen. Grußworte wehen über das Areal. Eine Pantomime, untermalt von einem Saxophon, ist zu bestaunen. Danach ein paar aufrüttelnde Texte zur Kirchentagslosung und fetziger Bigband-Jazz. Die Predigt des „befeundeten Bischofs“ erreicht uns aus fernen ökumenischen Weiten und wird gelegentlich von Applaus unterbrochen. Dann gehen Fladenbrote und Tonbecher durch die Reihen. Die ältere Dame neben mir kommt aus Görlitz. Soeben hat sie mir ein „Christi Leib, für dich gegeben“ zugesprochen. Beim Abmarsch donnert ein Hubschrauber des Bundesgrenzschutzes über uns dahin. – Aha, denke ich, das ist also ein evangelischer Gottesdienst.

Fünftes Bild: Ich bin der Einladung des blauen Handzettels mit der gelben Sonne gefolgt, das zu einem „Evangelischen Gottesdienst in deutscher Sprache“ eingeladen hat. Es ist später Sonntagvormittag. Wir befinden uns in der kleinen Dorfkirche von Groet, unweit der holländischen Nordseeküste. Ein sympathischer Pfarrer mittleren Alters irgendwo aus dem Südhannoverschen stellt sich vor und begrüßt uns, die deutschen Urlauber. Gottesdienst während eines Urlaubs sei ja auch immer eine Möglichkeit, innezuhalten, aufzutanken und über das eine oder andere einmal in Ruhe nachzudenken. Der Ablauf des Gottesdienstes ist aus einfachen Bausteinen zusammengesetzt: vertraute alte Choräle und halbwegs bekannte neue Lieder, ruhige Gebete und Psalmworte voller Lob und Dank. Zur Predigt hat der junge Pfarrer eine Muschel mitgebracht, an der er etwas deutlich machen möchte. In den Abkündigungen zum Schluss wird – neben dem Dank an die gastgebende holländische Gemeinde – noch zu einem kleinen „Danach“ nebenan im Gemeindehaus eingeladen. Aha, denke ich, das ist also ein evangelischer Gottesdienst.

Wahllos ausgesuchte Erinnerungen an ein paar evangelische Gottesdienste. Ein buntes Sammelsurium verschiedener Bilder, Eindrücke, Stimmungen, so scheint es. Und immer soll es sich dabei um einen evangelischen Gottesdienst handeln? Gibt es ihn überhaupt: den evangelischen Gottesdienst? Haben es da nicht die Katholiken sehr viel einfacher? Egal, wo man hinkommt, ob im Kölner Dom oder in einer bayerischen Dorfkirche, ob in Castrop-Rauxel oder auf den Philippinen – überall die gleiche Liturgie, das gleiche Geschehen, der gleiche Ablauf. Gewiss gibt es auch im evangelischen Raum eine gewisse Gottesdienstordnung. Aber sie lässt offensichtlich einen relativ großen Gestaltungsspielraum. Liegt das vielleicht daran, dass es bei den Evangelischen „nicht so drauf ankommt“? Oder gibt es nicht eventuell auch gute Gründe für diese Vielfalt?

Okko Herlyn, Was ist eigentlich evangelisch? Neukirchner Verlag, Neukirchen 2015, S. 99–102.

Johann Wolfgang von Goethe: Der protestantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle

Der protestantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle und Konsequenz, als dass er die Gemein[d]e zusammenhalten könnte; daher geschieht es leicht, dass Glieder sich von ihr absondern



Jugendkulturkirche Sankt Peter in Frankfurt am Main, „Churchnight“, © epd-bild / Andreas Schoelzel

und entweder kleine Gemein[d]en bilden, oder, ohne kirchli-
 5 chen Zusammenhang, neben einander geruhig [= ruhig] ihr
 bürgerliches Wesen treiben. So klagte man schon vor gerau-
 mer Zeit, die Kirchgänger verminderten sich von Jahr zu Jahr
 und in eben dem Verhältnis die Personen, welche den Genuss
 des Nachtmahls verlangten. Was beides, besonders aber das
 10 letztere betrifft, liegt die Ursache sehr nah; doch wer wagt, sie
 auszusprechen? Wir wollen es versuchen.

In sittlichen und religiösen Dingen ebenso wohl als in
 physischen und bürgerlichen, mag der Mensch nicht gern
 etwas aus dem Stegreife tun; eine Folge, woraus Gewohn-
 15 heit entspringt, ist ihm nötig; das, was er lieben und leisten
 soll, kann er sich nicht einzeln, nicht abgerissen denken,
 und um etwas gern zu wiederholen, muss es ihm nicht
 fremd geworden sein.

Johann Wolfgang von Goethe, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.*
 Siebentes Buch, Reclam Verlag, Stuttgart, S. 309f.

Christian Henecke: Erfahrungen mit einem Gottesdienst, der junge Menschen anspricht

Ein Sonntag im September um 10.00 Uhr. Ich bin in London
 (...). Langsam sammeln sich die jungen Menschen, die hier
 heute morgen Gottesdienst feiern wollen – einen freikirch-
 lichen Gottesdienst von „Hillsong“, einer australischen
 5 Freikirche, die für rockige Lobpreismusik bekannt ist. Vor
 der Tür wird Kaffee und Tee ausgeschenkt – und ich komme
 mit einer jungen Britin ins Gespräch: „Ich bin aus einer
 kleinen Stadt. Und ich bin Anglikanerin. Jetzt bin ich zum
 Studium hier – [...] jetzt habe ich hier ein Zuhause gefun-
 10 den ... Zuhause wäre so was nicht möglich!“

Wir treten ein. Eine große Leinwand empfängt uns: „Wel-
 come home“. Bis 10.30 Uhr haben sich hier 1500 junge Men-
 schen versammelt. Und die nächsten zwei Stunden gibt
 es eine Abfolge von Musik und Gebet – und dreimal gibt es
 15 Zeugnisse und Kurzpredigten. Ehrlich gesagt, ich bin etwas
 erschöpft nach diesem Dauerturbo an Evangelisierung –
 aber ich entdecke auch, wie sehr hier wirklich geworden
 ist, was diese jungen Menschen suchen: Heimat und Begeg-
 nung mit Jesus [...]. Ja, gerade weil die Metropole London
 20 „a lonely place“ ist, entstehen hier Orte provisorischer Be-
 heimattung für die jungen Erwachsenen – Studenten oder

„young professionals“. Jugendliche bilden Kirche, weil sie
 angesprochen wurden, weil sie durch Bekannte hingeführt
 werden – und sie sind auf der wirklich substanziellen Su-
 25 che nach „belonging“, nach Zugehörigkeit, aus der Glauben
 wachsen kann. Kein Zweifel, dies geschieht nicht für alle –
 aber es ist ein Zeichen, wie der [...] „Graben“ zwischen Ju-
 gend und Kirche und ihren Welten hier gar nicht problema-
 tisiert zu werden braucht: hier scheint er nicht zu existieren.

Quelle: https://www.evangelische-jugend.de/fileadmin/user_upload/aej/Glaube_und_Leben/Downloads/11_10_28_Jugendkirche_und_Lebenswelten_Referat_Hennecke.pdf vom 10.5.2020.

#BeOne – Jugendkirche in Heidelberg

Bei BeOne kannst du Kirche so erleben und gestalten, wie
 du es dir vorstellst. Dabei unterstützen wir dich darin, dei-
 ne eigenen Gaben mehr zu entdecken und eigene Antwor-
 ten für dein Leben und deinen Glauben zu finden.

5

BeOne ist ...

... **jung und vielfältig**. Wir leben Kirche mit den Themen,
 der Musik und an den Orten, die unserem Leben hier in
 Heidelberg entsprechen.

10 ... **Gemeinschaft**. Wir treffen uns in Gruppen, fahren auf
 Freizeiten, feiern Gottesdienste und Partys, um das Leben
 zu genießen, füreinander da zu sein und Gott zu begegnen.

... **ökumenisch**. Durch den dreieinigen Gott wissen wir
 uns miteinander und mit Menschen auf der ganzen Welt
 15 verbunden. Ganz egal, aus welcher Kirche oder Tradition
 du kommst, woran du glaubst oder zweifelst – unsere An-
 gebote sind offen für alle.

Quelle: <http://cvjmhd.de/beone/> vom 10.5.2020.

1. Fassen Sie die jeweiligen Gottesdienst-Erfahrungen zusammen.
2. Entwerfen Sie zu dem Bild einen passenden Gottesdienst und bewerten Sie diesen.
3. Erläutern Sie, was für Sie unabdingbar zu einem Gottesdienst dazugehört.
4. Erörtern Sie Ihr Verhältnis zum Thema „Gottesdienst“.

A 5 Wer braucht Kirche?

Homepage der Stuttgarter Vesperkirche: Unser täglich Brot gib uns heute

Die Vesperkirchen sind heute feste Treffpunkte für obdachlose und bedürftige Menschen. Gute Mahlzeiten, Gespräche und Hilfsangebote machen eine Zeit lang den Kirchenraum zum Multifunktionsraum eines kirchlichen Hilfsangebotes.

5 *Die Vesperkirche in der Stuttgarter Leonhardskirche gibt es seit 1995. Sie ist die älteste ihrer Art in Deutschland. Auf der Homepage der Vesperkirche wird das so begründet:*

Vor der Stuttgarter Leonhardskirche wird sieben Wochen
10 im Jahr Armut konkret – im Viertel um die Kirche ist sie das ganze Jahr über kaum zu übersehen. In dem kleinen Park hinter dem Parkhaus, wo die Bürger, die zum Einkaufen gehen, ihre Autos abstellen, treffen sich die, die nichts einkaufen können. Der Schatten der Parketagen gibt ihnen
15 Schutz: Armut versteckt sich in der Stadt, in der chromblitzende Autos entstehen. Armut versteckt sich an vielen Orten: in den Wohnungen alleinstehender Frauen aus der Trümmergeneration, hinter den verschlossenen Türen

verarmter Familien, die nicht wissen, was sie den Kindern
20 morgen zum Frühstück geben können, oder in den Warteschlangen der Menschen auf dem Arbeits- oder Sozialamt. Aber Armut ist immer auch sichtbar – vereinzelt, auf dem Boden kauend in der Fußgängerzone, anmachend in der Unterführung unter dem Bahnhof, Mitleid heischend am
25 Straßenrand. Selbst diese sichtbare Armut ist leicht zu übersehen – oder wird als störend empfunden, mit polizeilicher Gewalt verfolgt oder unterbunden: Ein Strafzettel wegen Bettellei kostet gleich mal über 25 EUR. Doch keiner bittet, weil es Spaß macht. Menschen betteln, weil sie es brauchen.

30 Während der Vesperkirchenzeit wird Armut plötzlich sichtbar. Wer an der Leonhardskirche vorbeikommt, kann sie nicht mehr ignorieren. Und Armut wird wahrnehmbar. Es ist nicht zu übersehen, dass Armut zunimmt. Als die Diakonie der evangelischen Kirche dies vor Jahren angekündigt hat, haben manche gelacht und viele den Kopf geschüttelt:
35 „Doch nicht in einem so reichen Land wie bei uns!“ Armut findet plötzlich statt: auf einem Platz vor einer Kirche mitten in der Stadt – nicht mehr nur in Zahlen und Statistiken, in Berichten und Kommentaren, mit Eigentumsgrenzen und Sozialhilfesätzen. Plötzlich ist Armut nicht mehr eingeschränkt auf soziale Brennpunkte der Stadt, sondern eine
40 Kirche wird zum sozialen Brennpunkt der Wirklichkeit.

45 Armut:

■ Das ist das Gesicht der alten Frau, das schon lang kein Lächeln mehr verändert hat. Zu tief haben sich die Sorgen in das Gesicht eingefurcht. Der Mann gestorben, die Kinder weggezogen, die Rente zu klein, um sich das Leben leisten zu können.

50 ■ Das sind die Narben auf dem Arm des jungen Mädchens. Jede Spritze hinterlässt eine Spur. Weil manche der Spritzen nicht so sauber waren, wie es hätte sein sollen, bilden sich Abszesse.

55 ■ Das ist das jugendliche Gesicht eines Mannes, der noch nicht lang volljährig ist. Neben ihm seine Frau, vor den beiden das Kind im Kinderwagen. Sie wissen, dass sie total überschuldet sind, der Kühlschrank ist leer, die Möbel gepfändet, die Zukunft leer.

60 ■ Das ist das unrasierte Gesicht des Mannes. Er macht den Eindruck, als sei er schon Jahre lang im Ruhestand, dabei ist er doch erst Mitte vierzig. Scheidung, Arbeit verloren, Alkohol, Wohnung verloren – das „Platte-Machen“ hat ihm nicht nur die Haut gegerbt.

65 ■ Das ist das zarte Gesicht einer jungen Frau. Es ist nicht zu übersehen, dass sie einmal sehr schön gewesen war. Nun stören Narben und abgekratzte Haut das ebenmäßige Gesicht. Ekel ist ihr ins Gesicht geschrieben, denn jeden Abend und jede Nacht verkauft sie ihren Körper, um etwas gegen die Armut zu tun.

70 „Klischees, alles nur Klischees“, mag mancher denken. Weit gefehlt. Geschichten aus der Vesperkirche. Geschichten von Menschen. Geschichten, die diesen Menschen ins Gesicht geschrieben sind. Die Vesperkirche hat der Armut
75 ein Gesicht gegeben. In und vor der Leonhardskirche ist zu erkennen, wie menschenunwürdig es ist, dass immer mehr Menschen ohne Schuld verarmen und in die Abhängigkeit von Sozialhilfe geraten. Da wird deutlich: Zynisch sind politische Parolen, dass wir alle den Gürtel enger schnallen



Vesperkirche Stuttgart, © dpa

80 müssen. Wer muss den Gürtel enger schnallen? Für die Menschen, die sich in der Vesperkirche treffen, ist das letzte Loch in der Gürtelschnalle schon lang erreicht.“

„Unser täglich Brot gib uns heute“, beten Christen. Das „tägliche Brot“ ist nicht mehr für alle Menschen selbstverständlich, nicht einmal in unserer Wohlstandsgesellschaft. Die Sorge um eine tägliche Mahlzeit, um warme Kleidung, einen Platz zum Schlafen, um medizinische Versorgung treibt viele Menschen um. Arm sind Menschen, weil sie an den Rand der Gesellschaft gedrängt sind, weil sie alt sind, weil sie – aus welchen Gründen auch immer – den Leistungsansprüchen der Gesellschaft nicht mehr genügen. Die Kirche widerspricht einer Spaltung der Gesellschaft.

<http://www.vesperkirche.de/die-vesperkirche/gesichter-der-armut/> vom 4.5.2020.

EKD und DBK: Die Ökonomie entfernt sich immer weiter von der Ethik

Wir sehen mit Sorge, dass sich in der allgemeinen Wahrnehmung die Ökonomie immer weiter von der Ethik entfernt hat. Dabei wollen wir keineswegs bestreiten, dass der Bereich der Wirtschaft gemäß einer eigenen Sachlogik funktioniert und dass derjenige, der sich als Investor, Dienstleister, Produzent oder Konsument auf den Markt begibt, dieser Sachlogik folgen muss. Trotzdem hat sich auch der, der sich auf dem Markt bewegt, an die moralischen Regeln zu halten, die im gesellschaftlichen Umgang geboten sind. Die Tugenden der Gerechtigkeit, der Ehrlichkeit und des Maßhaltens werden durch die ökonomische Rationalität in keiner Weise relativiert. Wo dies geschieht und wo dementsprechend bedenkliche Haltungen wie Gier und Maßlosigkeit propagiert und praktiziert werden, zersetzt sich der gesellschaftliche Zusammenhalt mit fatalen Folgen insbesondere für die schwächsten Glieder. Aber auch ökonomische Fehlanreize können negative soziale Folgen nach sich ziehen. Wo Ökonomie und Menschlichkeit in Widerspruch zueinander geraten, stimmt etwas an der ökonomischen Ordnung nicht mehr.

Wir Christen wissen um die Gebrochenheit der menschlichen Natur, die zum Großartigsten, aber auch zum Schrecklichsten fähig ist. Und wir werben dafür, diese Ambivalenz des Menschlichen auch bei der Gestaltung der sozialen Institutionen zu beachten. Die menschliche Gesellschaft ist keine Gemeinschaft von puren Egoisten, aber auch keine von reinen Altruisten. Dem trägt das Modell der Sozialen Marktwirtschaft Rechnung, weil es einerseits das menschliche Leistungsstreben und Konkurrenzverhalten in den Dienst volkswirtschaftlicher Effizienz stellt, aber andererseits den marktwirtschaftlichen Wettbewerb auf das Gemeinwohl hin ordnet und im Wege des Sozialstaats mitmenschliche Solidarität organisiert. Diese Verbindung von Freiheit und marktwirtschaftlichem Wettbewerb einerseits und einem System des sozialen Ausgleichs und der Solidarität andererseits ist mehr als eine spezifisch deutsche Wirtschaftsverfassung, sondern ein moralisch begründetes Sozialmodell, das tief in der europäischen Kultur wurzelt. Diese Kultur Europas ist ganz wesentlich durch das Christentum geprägt worden. Auch darum fühlen wir uns als Christen dazu aufgerufen mitzuwirken, um dieses kulturelle Erbe zu bewahren und lebendig zu halten. Wir werben dafür, dass wir als Gesellschaft versuchen, eine Antwort auf die sich in der Geschichte immer wieder neu stellende Frage zu finden, wie Freiheit und soziale Gerech-

tigkeit zusammengedacht und -gebracht werden können. Wir sind überzeugt, dass es auch heute Antworten auf diese Frage gibt. [...] Auch die Kirchen [müssen] prüfen, welche Veränderungen und Aufgaben für das eigene Handeln sich aus den Fragen der Zeit ergeben.

Gemeinsame Verantwortung für eine gerechte Gesellschaft. Initiative des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz für eine erneuerte Wirtschafts- und Sozialordnung, GT 22, hg. von der EKD und der DBK, Februar 2014. Zitiert nach: <https://www.ekd.de/23136.htm> (abgerufen am 28.12.2017).

Fulbert Steffensky: Arme und gewalttätige Jugendliche als Gottes Lieblingskinder

Selig sind die Armen, die Trauernden, die Leidenden, die Barmherzigen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten. Die „Bibel in gerechter Sprache“ übersetzt so: „Selig sind die Armen, denen sogar das Gottvertrauen genommen wurde, denn ihnen gehört Gottes Welt.“ Dies ist schon eine Deutung des Verses, eine aus dem Geist der Bergpredigt angemessene Deutung. Gott hat Lieblingskinder und Menschen seines ersten Augenmerks, es sind die Armen. Sie werden nicht selig gepriesen, weil sie besser sind als andere; weil sie frömmen, sondern weil sie arm sind. Ihre Schmerzen und Entbehrungen; die gesellschaftliche Verachtung, die sie erfahren, sind der Grund der Seligpreisung, nicht irgendein Verdienst, den sie aufzuweisen haben. Die Frau, die ihr eigenes Kind verletzt, damit es beim Betteln mehr einbringt – sie ist nicht fromm, aber sie ist arm. Der Arbeitslose, den die Hoffnungslosigkeit in den Suff getrieben hat – er ist nicht fromm, aber arm. Die verlorenen und gewalttätigen Jugendlichen, die aus Angst vor der eigenen Armut die noch Ärmeren und die Fremden hasen – sie sind nicht gut, sie sind arm. Viele sind zu arm, um gütig zu sein. Sie sind zu arm, um fromm zu sein. [...] Die bitterarmen, die kleinen Leute, die Kinder, die Kranken, die Sünder – alle also, die sich nicht mehr auf sich selbst berufen können und die mit den eigenen Künsten nicht mehr auskommen, sind die Lieblingskinder Gottes. Der Trostruf an die Armen ist meistens verbunden mit einem Drohruf gegen die gemachten Leute. [...] Das Evangelium erlaubt keine Neutralität. Es fragt uns mit der Frage eines alten Arbeiterliedes aus den USA: „Which side are you on?“ Auf welcher Seite stehst du? Für wen stehst du auf? Für wen, Kirche, redest du? Mit welchem Interesse schweigst du? Was verschweigst du?

<https://www.st-markus-erlangen.de/sites/default/files/pdf/Steffensky%20-%20Kirchen%20als%20Agenten%20des%20Wandels.pdf> vom 1.5.2020.

1. Interpretieren Sie das Bild.
2. Stellen Sie die Begründung der Vesperkirche in Stuttgart dar und überprüfen Sie Ihre Bewertung von Kirche.
3. Recherchieren Sie, inwieweit es Vesperkirchenprojekte oder ähnliche Aktionen in Ihrer Umgebung gibt.
4. Nehmen Sie aufgrund der ersten beiden Texte Stellung zu der Frage, inwieweit das Konzept der sozialen Marktwirtschaft Armut in Deutschland wirksam bekämpft oder ob das System der Marktwirtschaft Armut miterzeugt.
5. Entwerfen Sie für den Text von Steffensky ein Plakat.